

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Cartarescu, Mircea
Travestie

Aus dem Rumänischen von Ernest Wichner

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42179-6

SV

Mircea Cărtărescu
Travestie

Roman

Aus dem Rumänischen
von Ernest Wichner

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel *Travesti*
bei Humanitas, Bukarest

Erste Auflage 2010

© Mircea Cărtărescu 1994

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags

sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,

auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm und andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum AG, Memmingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42179-6

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Travestie

*Dies ist meine Seele, Rachel.
Betet für sie.*

Tudor Arghezi

Mein Freund, wie soll ich diese Chimäre bekämpfen? Mein Lieber, der du mir nahe bist, du, der einzige Mensch, für den ich schreibe, für den ich je geschrieben habe, wie entkomme ich diesem Lippenstiftrot, das mein Leben wie einen Spiegel im Gemeinschaftswaschraum bedeckt und sich durch nichts wegwischen läßt, im Gegenteil, es verwischt immer mehr, wird schmieriger, blasser. Wie soll ich mir diese Wattetitten aus dem Hirn schneiden, den Rock dieser dreckigen Hure, jene Perücke, das Gekünstelte, Manierierte? Die Verstörung, die wie dicker Sirup in meinem Schädel klumpt, sie fließt hinab ins Nasenbein, in die Halswirbel und fällt rosa und klebrig über meine Brust her, als flösse Lulus Bild in durcheinander gemischten Farben, in Schminken, angerührt aus Katzenurin, in einem Parfum aus Zobelsperma und exotischen Blumen, faulig und suspekt, in Augen, die, mit fettigem Stift ummalt, zerfließen wie bei Dalí – es flösse, beschmierte mich ganz und sickerte in eine Pfütze auf dem Boden, die ein Pseudopodium auswirft hin zum Kanal. Weißt du, Victor, daß meine Einsamkeit auf der weißen Haut einen Furunkel hat und daß dieser Furunkel Lulu heißt? Weißt du, daß ich hierhergekommen bin, um mich wieder an die Haut des Mädchens zu erinnern, das in mir stets einen schummrigen Winkel gefunden hat, an dem es seine Puppe wiegen konnte, und

daß ich jetzt dort unten, an der Stelle, wo ihr Rocksäum die Wade und die süße, durchscheinende Haut berührt, einen elenden Furunkel vorgefunden habe, der Lulu heißt? Es schneit jetzt gegen die großen und glänzenden Fenster der Villa. Ich habe das Licht im Flur gewiß nicht eingeschaltet. Ich schaue zu, wie die Abenddämmerung ihre Farbfilter zwischen mich und die verschneiten Äste der Kiefern schiebt, die neben dem Fenster atmen, sie schweigen, verbreiten dort draußen eine aschgraue Stille. Und die graue Stille dringt osmotisch durch die Membran der Glasscheiben und läßt sich in dicken Schichten, durchscheinend, grünlich die einen, die anderen cremefarben, die meisten aber wie schwere transparente Asche in der großen kalten Eingangshalle nieder. Ich ging zur Toilette und betrachtete wie in Trance den dünnen gelben Urinstrahl, der sich langsam in der Porzellanschüssel ausbreitete. In der gedunkelten Luft schaute ich in den Spiegel über dem Waschbecken und sah ein Gesicht, das in der Stille und Kälte und Einsamkeit dieses winzigen, aber endlos hohen Raumes nicht eigentlich meines war, sondern deines, Victor, lieber und einziger Freund. Du schautest mich an, weil ich dich herbeigerufen hatte, den Anfangsbuchstaben deines Namens habe ich mit dem Finger auf den von meinem heißen Atem beschlagenen Spiegel und über dein Gesicht geschrieben. Ich lächelte, denn ich dachte dabei, daß du von der Krankheit meines Geistes, die Lulu heißt, nicht berührt werden kannst, denn nur jenes unglückliche Mädchen und ich haben die geschminkte, verschwitzte Abscheulichkeit gesehen, die damals meine Hand in ihre Finsternis gelockt hatte. Eigentlich habe nur ich etwas gesehen, sie hat es auf der Haut gespürt, flaumig und empfindlich wie eine

Netzhaut, und auf ihr und dem unerträglich schiefen Bild, briefmarkenklein, muß die heiß juckende Beule hervorgesprossen sein. Deine Augen im Spiegel, Victor, sind schön, kraftvoll, ehrlich, die Augen eines Ritters ohne Fehl und Tadel. Ich betrachtete dich, bis die Luft im Badezimmer sich zu dichtem Braun verdunkelt hatte und ich in dem zu großen Pyjama zu zittern begann ...

Ich trat ins überheizte Schlafkämmerchen, wo allein die Lampe auf dem Tisch einen gestochen scharfen Lichtkreis über meine Papiere und Bücher warf, alles andere verblieb im dichten Halbdunkel, ich öffnete die rotglühende Ofentür und schaute lange fasziniert in die grünlich-gelblich-bläulichen Flammen, die dort frech umeinander züngelten. Ich löschte das Feuer, dann auch die Lampe. Nun erschien der Mond im Fenster, rund, scharfkantig, funkelnd; raste über den dunklen Himmel. Ich kauerte mich ins Bett, zog mir die Decken über den Kopf und hatte einen Traum. Ich befand mich in der kaffeebraunen Eingangshalle eines riesigen Gebäudes mit erstarrten Marmorsäulen und einem monumentalen Treppenaufgang. Die Dunkelheit in der hohen und leeren Halle mit den viereckigen Steinplatten am Boden sagte mir, daß es später Abend war. Ich saß, die Hosen heruntergelassen, auf einem Fayenceklosett in der Mitte des gewaltigen Raumes. Wie ich dorthin gelangt war, konnte ich nur schwer begreifen. Ich betrachtete meine entblößten Schenkel und lauschte der quälenden Stille, die durch die Kälte des Raumes kreiste. Dann öffnete sich eine mindestens fünf Meter hohe Tür und Leute kamen herein, immer mehr und mehr, sie liefen geschäftig in der Halle auf und ab und murmelten sich etwas zu. Ich saß mitten unter ihnen auf dem Klosett, hilflos, gedemütigt,

wußte nicht, was tun, wie mich verbergen. Der eine oder andere blieb bei mir stehen, schaute mich angewidert an oder lachte plötzlich los. Bald schon wimmelte es in diesem endlos großen Raum von Menschen, ich aber, rot im Gesicht und keuchend, saß weiterhin entblößt, meine Schädeldecke reichte ihnen bis zur Brust, und bedeckte mit den Händen mein Geschlecht, das in die schmutzige Fayence-schüssel hing.

Nun ist es Morgen, und ich schaue dir wieder in die Augen. Das Wort, das ich gestern auf den beschlagenen Spiegel gemalt hatte, ist kaum mehr zu erkennen, bloß noch von der Seite. Ich schmiere es wieder mit Zahnpaste hin. Die Einsamkeit trägt den Keim des Wahnsinns in sich, auch wenn du dein Leben lang so gelebt hast, auch wenn du dich an Einsamkeit und Frustration gewöhnt hast. Einsamkeit. Frustration. Ich gehe nicht essen, ich mache mir einen Kaffee und versuche, mich zu konzentrieren, weiterzuschreiben, dich irgendwo zu fassen zu kriegen. Als ich klein war, fing ich Schmetterlinge, Schwalbenschwänze und Rotflügel, und trieb ihnen Stecknadeln durch den wurmförmigen Leib, wie ich es bei anderen gesehen hatte. Die Stecknadel steckte ich in einen Korken und schaute ihnen dann zu, wie sie stundenlang die Flügel bewegten und sich mit ihren Fadenbeinchen an die porösen Korken klammerten. Mit dem gleichen Vergnügen würde ich dich, Lulu, auf diesen Seiten mit meinem Blick durchbohren, zusehen, wie du verkrüppelst, wie du den Geist aufgibst, wie du mit deinen verruchten Flügeln, den Pailletten und dem Plastilinkorsett raschelst ... Ich setze mich an meinen Schreibtisch, den Tisch deiner aber auch meiner Tortur, denn ich kann dich nicht quälen, ohne mich selbst zu quä-

len, so wie man mit dem Operationsmesser keinen Furunkel im eigenen Fleisch aufschneiden und den Eiter daraus entfernen kann, ohne dabei zu schreien und sich wie ein Besessener zu wehren.

Also: vor siebzehn Jahren ... Verdammt, jetzt erst fällt mir die Zahl auf: 1973 war ich siebzehn Jahre alt, und heute bin ich vierunddreißig. Also: vor siebzehn Jahren, als ich siebzehn Jahre alt war und mich genau in der Mitte meines bisherigen Lebens befand (aber konnte ich dies damals wissen?), beendete ich die elfte Klasse des Cantemir-Lyzeums. Ich war viel einsamer als jetzt, da ich sehr einsam bin. Damals war die Einsamkeit mein Beruf. Ich übte ihn auf den gelben und verstaubten Straßen Bukarests aus, in den alten Stadtvierteln, die ich bis dahin nicht gekannt hatte. Den ganzen Tag lief ich herum, rezitierte lauthals Gedichte, erschreckte die Passanten mit meinen weit aufgerissenen Augen, meinem blassen und asymmetrischen Gesicht; über den aufgesprungenen, angenagten Lippen hatte ich einen zarten Bartflaum. Ich war auf der Suche nach sehr alten, gelben Häusern mit albernen pompösen Verzierungen oder bizarren Wohnblocks, schmal wie die Klinge eines Rasiermessers, die ihre gnomenhaften Schatten auf verlassene kleine Plätze warfen. Manchmal betrat ich diese rätselhaften Blocks, die nach Alter und nach Petrosin rochen, stieg eine Wendeltreppe mit hie und da einem schmalen Treppenabsatz empor, wo sich im golden schimmernden Licht eines runden Fensters die staubigen Blätter eines von aller Welt vergessenen und deshalb beinahe vertrockneten Ficus oder eines Oleanders einrollten, ich stieg ganz nach oben bis zur Mansarde und klopfte an diese oder jene grüne Tür, die vor Erwartung schon ganz von Spinnweben überzo-

gen schien. Hier öffneten mir keine schönen und traurigen Mädchen mit riesengroßen Augen, sondern für gewöhnlich alte Männer oder Hausfrauen in schmutzigen Kitteln. Ich murmelte etwas und ging wieder hinunter, trat wieder hinaus in die homogene, gelassene Sonne, durchmaß wieder die von Straßenbahnschienen in Streifen geschnittenen Straßen, tauchte wieder ein in die unbekanntes Gegenden der Stadt. Rosa Wohnhäuser, scharlachrote Mietskasernen mit Balkonen, die von Atlanten und Gorgonen mit modrig vergilbten Gipsbrüsten gestützt wurden, grüspanüberzogene Statuen, die niemand mehr beachtete – ich umarmte sie in meiner Einsamkeit, liebte ihre zerfransten Wangen, verhalf ihnen zur Wiedergeburt in einer tieferen Wirklichkeit, in einer metaphysischen und strahlenden Atmosphäre. Von den drei Lei, die meine Eltern mir jeden Tag gaben, kaufte ich mir eine Käsepastete oder einen Saft und ging weiter, dabei murmelte ich den ausgezehrten Bäumen am Straßenrand, diesem oder jenem runden Zeitungskiosk und dem blauen, der surrealistischen Malerei entstammenden Himmel zu: »Die Einsamkeit ist wie ein Regen. / Sie steigt vom Meer den Abenden entgegen; / von Ebenen, die fern sind und entlegen, / geht sie zum Himmel, der sie immer hat. / Und erst vom Himmel fällt sie auf die Stadt.« Ich rezitierte pathetisch, gestikuliert und schaute den Passanten, die mir entgegenkamen, ins Gesicht. Ich liebte die Ruinen, die halb verfallenen Häuser, ich betrat manch ein Zimmer, das kein Dach mehr hatte, nur noch die naiv bemalten Wände (häßliche, kackbraune Palmen, ausgeblüchene blaue Zweige, all dies auf abgeblätterttem, zerbröselndem, schimmeligem Putz), in den Ecken menschliche Fäkalien, die im rauschenden Wirbel der Zeiten ebenfalls

schon versteinert waren, gelbe Flecken an den Wänden, wo einstmal Bilder oder Spiegel gehangen hatten. Mitunter lag ein zerfledderter und verdreckter gelber Plüschteddybär mit einem an seinem Draht hängenden Glasauge neben einem mattgrünen Rohr auf dem Boden. Kugelförmige Spinnen mit Beinchen, die wie lange Fäden aussahen, hockten erstarrt an den Wänden. Graue pralle Maden mit dünn auslaufendem Schwanz krochen in die Spalten und unter den losen Putzplatten. Ich verweilte je eine halbe Stunde an diesen widerhallenden und beängstigend einsamen Orten. Schrieb irgend etwas mit einem Stückchen Kreide oder Ziegel an eine bläuliche Wand. Abends kehrte ich nach Hause zurück und sah auf meinem Weg, wie sich manch ein winzig kleiner Balkon schwarz wie Pechruß vor dem tiefrot entflammten Himmel abzeichnete. Es war mein ganzes Leben: In Hefte geschriebene Gedichte, auf gelben Straßen und in schimmligen Ruinen rezitierte Gedichte. In den Nächten konnte ich nicht schlafen, ich stand vom Bett auf und betrachtete den Mond, der seine Lichtwellen über das alte Bukarest warf, ein Meer von Sandsteindächern, das von den gelben Flammen der Pappeln durchbohrt wird. Es war der Schmerz unnützer Eingeweide, welken Fleisches, des nicht mehr enden wollenden Sommers. Dieser Schmerz erdrückte mich, er war wie eine zerstörerische, aber objektlose Liebe, eine Liebe und ein Begehren, die sich an niemanden richteten.

Der Juli ging vorüber wie eine Halluzination, wie ein einzelnes Diapositiv, darauf ein verwaister Platz und ein baufälliger Wohnblock. Im August reiste ich mit mehreren Schülern aus meiner Klasse ins Ferienlager nach Budila, und in diesem Wort Budila, also Bude, Klohäuschen, irr-

sinnige und stinkende Kloake einerseits und andererseits gigantisch: lächelnder Buddha mit gesenkten Lidern, umgeben von einer Gloriole aus Perlen und lebendigen Flammen, in diesem einen Wort konzentriert sich alles. Ich habe nie wirklich verstanden, was damals geschehen ist. Da waren Bilder und Emotionen, aber auf welche Weise waren sie miteinander verknüpft? Da war das Hinübergleiten der Realität in Traum und Halluzination. Seit damals ist mein Leben in Phasen mit Lulu und Phasen ohne Lulu unterteilt. In den ersteren stellten sich immer wieder rasch hingeworfene Skizzen jener psychischen Gefäße ein und ließen mich kaum mehr atmen, trübten das glänzende Antlitz meines Bewußtseins. Ich erinnere mich an eine Reihe von Sanatorien, in denen ich an langweiligen Nachmittagen auf meinem weißen Metallbett saß und ohne Unterlaß die paar Ereignisse aus dem Ferienlager in Budila Revue passieren ließ; ich meditierte darüber wie über einer mystischen, unentwirrbaren Zeichnung ... Ich betrachtete die dunklen verschneiten Wälder durch das Fenster; die Eisstreifen auf der Fensterscheibe verzerrten sie ... Zerstreut hörte ich die Musik aus dem Lautsprecher ... Wurde schikaniert von den anderen Leuten im Pyjama und in scharlachroten Kitteln, die mir Novotryptin-Kapseln an den Kopf warfen oder mich zu einem Kartenspiel aufforderten ... Und Lulu, der mir direkt in die Augen schaute, seine Pupillen weiteten und verengten sich langsam, die Mähne aus prächtig gekringelten Haarsträhnen wehte leicht im Luftstrom jenes riesigen Gutshauses, dort, unter dem Kuppelkreuz im Innersten meines Schädels ... Die Phasen mit Lulu konnten jederzeit und allerorten einsetzen, auf der Straße, im Bett mit einer Frau oder beim Tippen auf der Schreibmaschi-

ne. Schwer zu sagen, *was* sie auslöste, jedenfalls waren es nicht die Erinnerungen oder direkten Analogien zu dem, was im Ferienlager geschehen war. Es waren eher sinnlose Bilder: kalte Vormittage nach dem Regen, da ich auf die rubinrote Kugel der soeben aufgegangenen Sonne zugehe, die sich auf dem nassen Asphalt widerspiegelt und ihn rosa einfärbt, bestimmte massive, gelbe Gebäude ... unförmig auf den Bürgersteig gezeichnete Himmel-und-Hölle-Spiele ... Es folgten schreckliche physiologische Phänomene und, unvermeidlich, die Internierungen. Dann, in den Phasen mit Lulu, habe ich in verschiedensten Krankenzimmern meine besten Arbeiten geschrieben, nämlich die Geschichten aus *Mädchen und Giganten* mit jenen magischen und seltsamen Spielen, den weichen Zöpfen, die mit Plastikkügelchen zusammengehalten wurden, den riesigen Eispalästen mit Tausenden von Zimmern, in deren Mittelpunkt Jolanda wartete ...

Dann folgten Phasen ohne Lulu von schöner Normalität. Delia, der Hund, der Peugeot, die Verpflichtung, an jedem Tag meines Lebens fünf Seiten zu schreiben ... Die kilometerlangen Listen mit zu verschickenden Briefen, Telefongesprächen, die zu führen waren, Einladungen zu Symposien und runden Tischen, Abgabeterminen für Artikel und Bücher. Ferien im Gebirge, Zahnarzttermine, Buchausgaben Urheberrechtsfragen ... Ich hakte alles ab, wenn mir die Erledigung gelungen war ... Dann die Romane. Die Ermittlung der Schauplätze. Die Berechnung der Chronologien. Das Verflechten der Erzählstränge. Die Kombinationskunst hinsichtlich der Lebenssituationen. Personen, jede mit ihrer eigenen Psyche ... Herrgott, die Qual, noch ein Buch schreiben zu müssen, und sei es auch

bloß hin und wieder! Niemals habe ich jemanden mehr gehaßt als Leutnant Dionisie Rădăuceanu, der mich berühmt gemacht und mir den Wohlstand beschert hatte. Eine schmutzige Figur in einem schäbigen Roman! Hoffentlich schreibe ich diese Trilogie niemals zu Ende, aber das sage ich in allen Lulu-Phasen ...

Und sieh, nun stecke ich in der akutesten dieser Phasen. Und keiner der alten Tricks hat funktioniert. Ich habe gesoffen, bis ich mich am Rand einer Bauchspeicheldrüsenentzündung befand. Habe so viele Phiolen mit Nevrasthènin geschluckt, daß sich meine Gesichtshaut giftig gelblichgrün verfärbt hat. War zwei Wochen lang im Sanatorium in Buşteni und habe es verstörter und verwildeter denn je wieder verlassen. Die Krise begann plötzlich, wie immer. Ich befand mich in Ghencea, unweit des Militärmuseums. Dort spazierte ich gedankenlos durch die Straßen mit ihren blattlosen Bäumen, der klare Frost hatte sämtliche Äste und Zweige mit einer Eishaut überzogen. Ich schaute mir die abbröckelnden Fassaden an, ging auf Plätze, in deren Mitte sich unförmige Statuen erhoben, überlegte, wen oder was diese Statuen darstellen sollten, aber mein Blick war vernebelt vom Schreiben ... ich weiß nicht, wie es geschah, daß ich plötzlich vor dem gelben Gebäude mit den Dutzenden von Stuckumrandungen eingefassten Fenstern stand; in der Mitte war ein großes schwarzes Tor. Zwei Karyatiden mit Füllhörnern in den Händen büßten in der Kälte ihre rosa-glänzende Gipsoberfläche ein. Da spürte ich jenen Stich im Bauch, meine Knie wurden weich, und ich fiel hin oder kniete nieder. Ich war schon mal hier gewesen! Kannte jedes Fenster und das zugehörige irre Funkeln! Irgendwann war ich durch das schwarze Tor getreten!

Mein Schädel wollte explodieren, und ich rannte schreiend davon, bis es um mich herum dunkel wurde. Seitdem ist mehr als ein Monat vergangen, doch das Grauen hat nicht nachgelassen, die Angst ist nach wie vor unerträglich ... Was ich hier versuche, ist tatsächlich das allerletzte, was ich noch tun kann. Wie an einen Strohhalm klammere ich mich an die Hoffnung, das Schreiben könnte mich heilen. Also versuche ich, soweit meine Kräfte reichen, dieses Knäuel zu entwirren, die Verknötung der Eingeweide, dieses in mein Hirn eingewobene Mandala. Wenn das Schreiben eine Therapie ist, wie man sagt, wenn es heilen kann, dann müßte es dies jetzt tun können. Ich werde Seite um Seite vollschmierem, werde die Blätter wie Verbandmull benutzen, den nicht Tinte tränkt, sondern der Eiter meiner uralten Wunde. Vielleicht wird letztlich alles in ihn eingehen, und während er immer eitergesättigter, juckend-heißer wird, werde ich mich des Giftes entledigen.

Vorerst unterbreche ich das Schreiben und gehe zu Tisch. Ich hoffe, daß mein Hirn am Nachmittag nicht mehr so stark durchblutet ist und ich mehr Distanz zu den Dingen wahren kann. Denn ich war damals eine Woche in Budila, ich hatte zum ersten Mal die Stadt verlassen, und es fällt mir sehr schwer, keine apokalyptische Dichtung, sondern eine halbwegs kohärente Erzählung zu schreiben.

Zurück im leeren Aquarium der Villa in Cumpătru, angefüllt allein mit chamäleonartiger Luft – nun schimmert sie golden, heller oder dunkler, je nachdem, wie stark die Wolken den Badeort überschatten – und einem sirrenden Pfeifen, das zwischen den Möbeln kreist. Ich schließe die Tür zu meinem Zimmer auf, und die Wärme des Ofens,

den ich hatte brennen lassen, umhüllt mich. Derselbe Kiefernast klopft ans Fenster, aschgrau und irgendwie voller Leben, selbstsicher und voller Spannkraft. Aber ich ziehe die Vorhänge zu und schalte die Schreibtischlampe an, denn das Leben hat nichts zu tun mit der Künstlichkeit der Seiten vor mir, die übertrieben und verteidigt werden muß. Wenn ich in meiner Kindheit in den Zirkus ging, gefielen mir weder die Tiere noch die Clowns, aber eine bestimmte flüchtige Nuance purpurnen Mauves, grünlich aufblitzenden Tiefblaus auf dem Paillettenkleid einer Reiterin oder Trapezkünstlerin machte mich verrückt, überwältigte mich mit einem düsteren Entzücken, ließ meine Knochen zu Farbe zerschmelzen. Ich sammelte das Staniolpapier der Schokoladenverpackungen wegen seiner unbenennbaren Farbnuancen, jenen Wassern von Grün und Rosa, die keine Farben waren, sondern reine Gefühle, reine Geisteszustände. Wo hatte ich in einer Winternacht während eines Schneesturms ein farbiges Fenster gesehen, in dem sich einen Augenblick lang das Antlitz eines Mädchens gezeigt hatte, mit funkelnden Augen, die Wangen gepudert und die Lippen grell geschminkt? Ein Mädchen mit sehr kurzem Haar, das in den Schneesturm gelacht und das Fenster in dem wallenden Dunst wieder geschlossen hatte. Es ist eine vage und doch sehr beständige Erinnerung, deren Konturen ich nicht zu fassen kriege.

Sehr früh an einem eisigen Morgen mit Spatzengezwitscher und golden schimmernden Zweigen an den Bäumen versammelten wir uns im Schulhof unter dem Basketballkorb und warteten auf den Bus, der uns nach Budila fahren sollte. Meine Mitschüler, an die ich mich heute amüsiert und mit ein klein wenig Nostalgie erinnere, wie an die gan-

ze bizarre Zeit der Rockbands und Hippies, der Tonbandgeräte und der grundlos Revoltierenden, entsetzten mich damals. Ich sah in ihnen eine Art feindliche Hydra, eine okkulte Gesellschaft, zu der ich niemals gehören würde. Ihre Blödsinnigkeit und Vulgarität empörten mich, der ich nicht merkte, daß es bloß der Stil jener Zeit war, und sie jenseits ihrer verzärtelten Kindlichkeit tatsächlich die ewigen Kinder waren, amorph und verstört von der hormonellen Überflutung, der die künftigen Ingenieure, Volkswirte und Chauffeure von Tanklastzügen massenhaft entkommen würden, allesamt seriös und verantwortungsbewußt geworden. Wohingegen aus mir nichts werden sollte, obwohl ich mich für das endgültige und absolute Produkt der Menschheit hielt. Ich war der Geistesmensch und sie waren Menschen des Fleisches, ich war derjenige, der Bücher las und den einen Text schreiben würde, der die Welt ersetzte, sie aber, glücklich und blöde, lebten wie die Pflanzen. Am meisten aber quälte mich – obwohl die von mir beschlossene Opposition zwischen mir und ihnen total, heftig und unerschütterlich war –, daß es mir nicht gelang, sie zu verachten, und das überlegene Lächeln, mit dem ich ihnen entgegentrat, verrutschte mir stets, denn das Verlangen nach Liebe und animalischer Wärme ließ sich nicht verleugnen, es zermarterte meinen Körper und wühlte die Kellerräume meines Verstandes auf. Am Morgen unserer Abreise ins Ferienlager stand ich abseits und übte meine Grimasse des Abscheus ein, meine Mitschüler ignorierten mich vollkommen, sie standen in gelangweilten Gruppen beisammen, warteten auf die Ankunft der Busse und nahmen sich gegenseitig auf die Schippe wegen der auffallenden modernen Straßenklamotten, die nun an die Stelle

unserer ewigen Uniformen getreten waren: enganliegende Schlaghosen mit Fransen, Hemden »mit Haaren auf der Brust«, Miniröcke und plumpe »orthopädische« Schuhe. Die einen sangen die üblichen schweinischen Lieder, die meine Jugendzeit verstopften wie eine dicke Schicht Ohrenschmalz und an die ich mich auch heute noch wie an abstoßende Hymnen jener vulgär-glitzernden, unschuldig-gemeinen Welt erinnere. Andere wiederum plauderten bloß mit den Händen in den Hosentaschen oder lässig am grünen Gestänge des Basketballkorbs hängend. Darunter Savin mit seiner genialoiden Gestalt, hoch aufgeschossen und salingerhaft; er hatte bei einem Intelligenztest, den wir im Chemielabor durchgeführt hatten, die höchste Punktzahl erreicht, Kartonkärtchen mußten in logischer Folge ergänzt werden, ein Test, bei dem ich Letzter wurde, denn ich hatte mich damit begnügt, an den Rand der Kärtchen je einen Vers von Tzara aus dem Gedicht mit den Fischern zu schreiben, die mit Seesternen in den Händen heimkehren. Ein äußerst intelligenter Kretin, dieser Savin. Nun trug er einen dünnen Pullover um die Schultern, der ihm das Aussehen eines Schriftstellers verlieh, mehr noch, dasjenige eines *écrivain*, vor allem durch die Art, wie er, die eine Hand in die Hosentasche gesteckt, mit Fil diskutierte (Felicia, irgendwo in einer Schublade habe ich ein romantisierendes Foto mit ihr) über, na klar, über Schopenhauer, er sagte ihr, wie *Die Welt als Wille und Vorstellung* auf deutsch heißt. Wobei Fil, Typ Mireille Mathieu, tatsächlich etwas zu begreifen schien. Michi summte *Goodbye, papa, don't cry for me* und schaute die beiden mit ihrem lasterhaften Regesicht an, während Manix selbstverständlich Michi ansah. Wenn Manix schon damals so aussah wie dreißig – ich